

Kardinal Wetter Preis 2018

Wie bewältigen Eltern den Tod ihres Kindes im Mutterleib? Wie geht es ihnen kurz nach der Geburt und nach dem endgültigen Abschiednehmen? Wie gestaltet sich ihr Elternsein? Diese und weitere existenzielle Fragen zu beantworten nahm sich Frau Zsafia Schnelbach im Rahmen ihrer Doktorarbeit zum Thema „Stille Geburt“ vor und wurde für Ihre Leistung mit dem Kardinal Wetter Preis 2018 der Katholischen Akademie in Bayern ausgezeichnet. Der mit 1.500 Euro

dotierte Preis wurde am Abend des 22. Novembers 2018 im Senatssaal des Nikolaklosters in Passau verliehen und von Doktorvater und Laudator Prof. Peter Fonk, Leiter des Masterstudiengangs Caritaswissenschaft und wertorientiertes Management der Universität Passau, ausgiebig gewürdigt. Lesen Sie nachfolgend die Laudatio auf die Preisträgerin sowie Ihr Gespräch mit dem damaligen Direktor der Katholischen Akademie in Bayern: Dr. Florian Schuller.

Laudatio auf Zsafia Schnelbach

Peter Fonk

I. Einführung

Der Ansatzpunkt dieser Untersuchung liegt mitten im Leben. Denn die Geburt eines Kindes ist – in den meisten Fällen jedenfalls – ein freudig herbeigeschnittenes Ereignis im Leben werden der Eltern. Schon lange vor dem errechneten Zeitpunkt der Geburt treffen sie alle Vorkehrungen, um dem neuen Erdenbürger ein Zuhause zu bieten, in dem er bzw. sie sich wohlfühlen kann. Neben der Einrichtung des Kinderzimmers und der Anschaffung der notwendigen Ausstattungsgegenstände haben die Eltern auch ein berechtigtes Interesse zu erfahren, ob die embryonale Entwicklung ihres Kindes normal verläuft, das Kind gesund ist oder möglicherweise Beeinträchtigungen aufweist. Die verschiedenen pränatalen Diagnosemöglichkeiten können in der Regel rasche und sichere Auskunft geben.

Doch trotz guter Untersuchungsergebnisse beim Fetus und eines anscheinend problemlosen Schwangerschaftsverlaufs können unvermutet Komplikationen auftreten. Im besten Fall gelingt es den behandelnden Ärzten, durch gezielte Maßnahmen der Intervention gegenzusteuern und die auftretenden Probleme zumindest so weit in den Griff zu bekommen, dass die Schwangerschaft bis zum festgesetzten Termin fortgesetzt und mit der Geburt eines gesunden Kindes abgeschlossen wird. Im zweitbesten Fall wird die Geburt auf medikamentösem Weg eingeleitet und ein frühgeborenes Kind erblickt das Licht der Welt.

Die Verfasserin der hier vorgelegten Dissertation wendet sich allerdings einer dritten, bisher noch nicht angesprochenen Möglichkeit zu.

Es kommt leider immer wieder vor, dass der Schwangerschaftsverlauf sich völlig problemlos darstellt, die Ergebnisse der pränatalen Diagnostik keinerlei Anlass zur Besorgnis bieten, plötzlich einsetzende Wehen oder nicht vorher-



Prof. Dr. Dr. Peter Fonk, Leiter des Masterstudiengangs Caritaswissenschaft und wertorientiertes Management sowie des Instituts für angewandte Ethik in Wirtschaft, Aus- und Weiterbildung an der Universität Passau

sehbare Komplikation aber dazu führen, dass ein voll ausgebildetes Kind tot auf die Welt kommt. Die Dramatik wird noch gesteigert, wenn die Schwangerschaft bis kurz vor dem errechneten Zeitpunkt der Geburt völlig normal verläuft und die Mutter plötzlich bemerkt, dass irgendetwas nicht in Ordnung ist, weil die Kindsbewegungen auf einmal nicht mehr wahrnehmbar sind.

Nach der Feststellung des intrauterinen Todes wird die Geburt in den meisten Fällen medikamentös eingeleitet. Den Eltern, besonders der Mutter, die in ihrer Phantasie bereits das Kind mit allen Zeichen der Liebe und Zuneigung

umgab, bleibt nur die traurige Gewissheit, ein togeborenes Kind in den Armen zu halten.

Aber wie gehen Eltern mit solchen Erfahrungen um, die ihre gesamten Lebenspläne durchkreuzen?

Früher sprach man in solchen Fällen gewöhnlich von einer Fehl- oder Totgeburt, je nachdem, in welchem Stadium seiner Entwicklung der Fetus auf die Welt kam.

Heute verwendet man immer mehr den aus dem Englischen stammenden Terminus der „stillen Geburt“ (stillbirth). Dieser Begriff beschreibt das tragische Ereignis sensibler und einfühlsamer und entspricht dadurch besser der Gefühlswelt der Eltern.

Allerdings wurden die psychischen und sozialen Folgen des Kindsverlustes während der Schwangerschaft sowohl im klinischen Bereich als auch in der Forschung lange Zeit kaum erforscht. Erst Ende der 1960er Jahre wurden im englischsprachigen Raum die Auswirkungen der stillen Geburt im Blick auf den psychischen Zustand der Mütter nach Tot- und Lebendgeburt untersucht. Für die Ärzte bzw. das Pflegepersonal, Familienangehörige sowie den Freundes- und Bekanntenkreis ist die Totgeburt in der Regel ein Nicht-Ereignis (non event), das nur schwer zuzuordnen und nicht so greifbar ist wie der Verlust eines anderen Menschen. Für die Eltern aber war das Kind existent. Sie hatten ihm vielleicht schon einen Namen gegeben, sein Zimmer eingerichtet und sich in ihrer Phantasie das Leben mit ihm ausgemalt. Das Schweigen des Umfeldes, das meistens mit Hilflosigkeit reagiert, vergrößert die eingetretene Leere und verstärkt die Erfahrung der Totgeburt als leere Tragödie. In einem Satz gesagt herrschte lange Zeit die Überzeugung, es sei das Beste, das Drama einer stillen Geburt möglichst totzuschweigen und so bald wie möglich in die „Normalität“ zurückzukehren. Diese „Bewältigung“ wurde allerdings mit einem hohen Preis bezahlt: der Traumatisierung der Mütter und Väter, die ihr Leben lang unter der Last des Schweigens und der Nichtbeachtung einer menschlichen Tragödie litten, die in den Augen ihrer Umwelt keine war, weil man sie behandelte, als habe sie niemals stattgefunden.

Heute wissen wir, dass Unterstützung und Begleitung für betroffene Frauen genauso wichtig sind wie die Möglichkeit, ihr Kind sehen und halten zu dürfen. Werden den Betroffenen Sehen, Berühren und Teilnahme an der Beerdigung vorenthalten, sind spätere Traumatisierungen wahrscheinlich. Weitere kritische Momente sind die Rückkehr in die eigenen vier Wände und die Reaktionen des sozialen Umfeldes. Als besonders negativ werden in diesem Zusammenhang sowohl Bagatellisieren und Totschweigen erlebt.

Das Thema Totgeburt wurde bereits eingehend erforscht, sodass in diesem Bereich umfangreiche Literatur vorliegt. Jedoch stand der Bewältigungsprozess, den betroffene Eltern leisten, bislang kaum im Mittelpunkt wissenschaftlicher Auseinandersetzung. Die vorliegende Dissertation hat zum Ziel, einen Beitrag zur Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Diskussion über die Verarbeitung einer stillen Geburt zu leisten.

Das Erkenntnisinteresse dieser Dissertation richtet sich auf die folgende Forschungsfrage: Wie gestaltet sich die Bewältigung bei den Eltern, die ihr Kind durch intrauterinen Tod verloren haben? Im Zusammenhang mit dieser zentralen Fragestellung sind weitere Aspekte zu berücksichtigen: Was erleben Eltern zum Zeitpunkt der Feststellung des Todes, kurz nach der Geburt und nach dem endgültigen Abschiednehmen von ihrem Kind? Wie gestaltet sich ihr Elternsein?

II. Aufbau und Inhalt

Die Beantwortung dieser Fragen erfolgt in einer auf drei Hauptteile angelegten Untersuchung.

Im ersten Hauptteil erfolgt zunächst eine Einleitung in Form einer Definition der zentralen Begriffe (Totgeburt, Fehlgeburt, stillbirth) sowie der Darstellung des aktuellen Forschungsstandes zu diesem Bereich. Dieser notwendigen definitorischen Vorabklärung und Dokumentation schließen sich unmittelbar die Formulierung der Forschungsfrage und eine Erläuterung des systematischen Leitfadens an, dem diese Dissertationschrift folgt.

Dazu noch eine Bemerkung zu der Prämisse, von der Frau Schnelbach ausgeht und damit schon eine deutliche Vorentscheidung im Blick auf die Hermeneutik trifft, die ihrer Untersuchung zugrunde liegt: In der Forschungsfrage ist keineswegs zufällig nicht nur von den betroffenen Frauen und Müttern, sondern bewusst von den Eltern die Rede. Die Formulierung der Forschungsfrage gibt bereits zu erkennen, dass Frau Schnelbach in die Prozesse der Bewältigung von Kindsverlust von Beginn an die Väter mit einbezieht. Anders gesagt: Das Thema „stille Geburt“ ist nicht nur Frauensache, sondern betrifft beide Elternteile. Es handelt sich also um ein genuines Elternthema. Dieser Sachverhalt war der feministischen Bioethik der ersten Stunde noch nicht bewusst. In dieser Frage ist die Forschung inzwischen ein gutes Stück vorangekommen.

Nachdem Frau Schnelbach in Kapitel 1 präzise Grundlagenarbeit geleistet hat, verfolgt sie in den Kapiteln 2 – 4 das Ziel, die Theorie aufzuarbeiten und sich mit dem aktuellen Forschungsstand auseinanderzusetzen. In den folgenden Kapiteln „Gesellschaftliche Aspekte des Eltern- und Kindseins“, „Psychologie der Schwangerschaft“ und „Bewältigung“ geht die Verfasserin der Frage nach, in welchem medizinischen und sozialen Kontext sich Frauen heute auf die Geburt ihres Kindes vorbereiten und wie sich die Bindung an das ungeborene Kind entwickelt. Im zweiten Hauptteil (Kapitel 5 – 6) ihrer Untersuchung wendet sich Frau Schnelbach der Empirie zu.

Vor dem dargestellten theoretischen Hintergrund formuliert sie drei übergeordnete Fragen, an denen sich der Verlauf dieses Hauptteils orientiert:

- Was erleben Eltern bei der Diagnosestellung, kurz nach der Geburt und nach der endgültigen Trennung von ihrem Kind?
- Wie gestaltet sich ihr Bewältigungsprozess?
- Wie lässt sich das Elternsein bei stiller Geburt beschreiben?

Das Forschungsinteresse besteht darin, anhand des empirischen Materials die erzählten Prozesse und psychischen Zustände zu benennen und zu den referierten Theorien in Beziehung zu setzen. Hier sind insbesondere die Trauermodelle von Ruthmarjke Smeding und Dennis Klass hervorzuheben. Aufgrund der Sensibilität des Themas hat Frau Schnelbach die vorliegende Studie als qualitative Untersuchung konzipiert. Anhand dieser Ansätze wurde als Erhebungsinstrument das semistrukturierte Leitfadenterview gewählt; für die Auswertung der Daten die qualitative Inhaltsanalyse. Der empirische Teil stellt die Ergebnisse der Befragung von insgesamt 15 Gesprächen mit 11 Müttern und 4 Vätern vor, unter denen sich 3 Ehepaare befanden.

Der Befragung wurde eine Zeitgrenze von 20 Schwangerschaftswochen zugrunde gelegt. Neben dem Gestationsalter wurde auch eine Mindestgrenze



Prof. Dr. Sandra Huebenthal, Sprecherin des Departments für Katholische Theologie an der Universität Passau, begrüßte die Anwesenden zur Preisverleihung.

gezogen, wie lange die Erfahrung zurückliegen sollte. Demnach fand ein Gespräch statt, wenn seit der stillen Geburt mindestens 12 Monate vergangen waren. Eine Obergrenze wurde nicht festgelegt, da die Verfasserin dieser Untersuchung zu Recht davon ausgehen konnte, dass – unabhängig vom Ge-

burtsjahr des Kindes – eine Narration vorhanden ist.

Die Lektüre der dokumentierten Gespräche bzw. wichtiger Gesprächsausschnitte kann niemanden unberührt lassen. Dass solche Gespräche, die Menschen am Punkt der tiefsten Erschütterung und Durchkreuzung ihrer Lebens-



Die Vizepräsidentin für Studium, Lehre und Internationales der Universität Passau, Prof. Dr. Daniela Wazura, sprach über den zehnjährigen Geburtstag des Kardinal Wetter Preises.

pläne abholen, überhaupt möglich werden konnten, ist zum einen sicher mit der hohen Empathiefähigkeit zu erklären, über die Frau Schnelbach verfügt, zum anderen sicher auch der Tatsache geschuldet, dass sie als unmittelbar selbst Betroffene diese Gespräche anbahnen und durchführen konnte. Das allein verdient schon hohe Anerkennung.

Der Respekt vor dieser Leistung wird noch einmal beträchtlich gesteigert, weil es Frau Schnelbach gelungen ist, trotz aller persönlichen Betroffenheit die nötige reflexive Distanz herzustellen, indem sie es immer wieder versteht, die sehr persönlich gefärbten Gespräche an den wissenschaftlichen Forschungsstand und in der umfassenden Theorie kritischer Lebensereignisse zu verorten.

Im dritten Hauptteil (Kapitel 7) erreicht die vorliegende Untersuchung ihren Höhepunkt. Die Verfasserin hat sich der anspruchsvollen Aufgabe gestellt, die zentralen Forschungsfragen anhand der Ergebnisse des empirischen Teils zu beantworten. Das geschieht in zwei Schritten. Im ersten Schritt (Abschnitt 1 – 4) werden die zentralen Elemente des Erlebens und der Bewältigung dargestellt und mit den im theoretischen Teil der Arbeit referierten Konzepten und Forschungsergebnissen verknüpft. Auch theologische Ansätze werden aufgearbeitet, insbesondere die Gottes- und Theodizeefrage hinsichtlich der Veränderung des Weltbildes.

Der zweite Schritt (Abschnitt 5) der Interpretation wird anhand der dem ersten Teil zugrundeliegenden Reihenfolge der Ereignisse durchgeführt. Der Punkt „Das Wesen des Elternseins bei stiller Geburt“ leitet über in die Entwicklung eines Modells, in dem die wesentlichen Erkenntnisse der vorliegenden Untersuchung in einer Gesamtschau zusammengefasst und an die Forschungsarbeiten von Dennis Klass und Ruthmarijke Smeding zurückgebunden werden.

Von dort stammt auch großenteils die metaphorische Begrifflichkeit, die Frau Schnelbach von Ruthmarijke Smeding übernommen und zu einem Vier-Stationen-Modell des Elternseins bei stiller Geburt weiterentwickelt hat.

Dieses Vier-Stationen-Modell lässt sich unter die Oberbegriffe *Schwangerschaft*, *Januszeit* (Schleusenzeit), *Labyrinthzeit* und *Regenbogenzeit* subsumieren. Da die Begrifflichkeit der 1. Station, der Schwangerschaft, praktisch selbsterklärend ist, gestatten Sie mir, dass ich mich auf eine kurze Erläuterung der für die folgenden 3 Stationen verwendeten Metaphorik beschränke, die inzwischen in der Trauerforschung weithin Verbreitung gefunden hat.

Am Anfang steht als 1. Station die sog. *Janus-Zeit*, so benannt nach dem römischen Gott, der als Schutzhüter der Tore, der Durchgänge und des Anfangs galt und stets mit einem Doppelantlitz dargestellt wurde. Er ist bekanntlich auch Namensgeber des ersten Monats im neuen Jahr.

Die Januszeit wird auch als *Schleusenzeit* bezeichnet. Sie ist die Zeit zwischen dem Eintritt des Todes und der Bestattung. Mit dem Tod bzw. der Totgeburt des geliebten Menschen, des Kindes, schließt sich die Tür zwischen den Angehörigen und dem Verstorbenen, dem Kind – aber eine neue Tür hat sich noch nicht geöffnet. In dieser Phase erfolgt der Übergang eines Angehörigen bzw. der Eltern in die Rolle der Hinterbliebenen, in eine neue Wirklichkeit. Dabei kommt dem „Abschiednehmen“ eine besondere Bedeutung zu – also der Realisation des Todes des geliebten Menschen.

Die Betroffenen beschreiben diese Zeit als eine *Schleuse*, durch die sie „wie ferngesteuert“ gehen mussten. In diesen ersten Tagen haben Helfer (Begleiter,

Lotsen), z. B. Ärzte, Schwestern, Bestatter und Seelsorger, engen Kontakt zu den Betroffenen und können eine unterstützende Hilfe sein. Oft sind es praktische Hilfen, mit denen man den Betroffenen am besten helfen kann, und Zeit. „Trösten“ kann man die Trauernden nicht: Trauernde sind untröstlich, denn der Verlust ist endgültig.

Die *Janus-Zeit* steht am Anfang der Trauerzeit und ist die Zeit der Zerrissenheit. Das Leben der Angehörigen ist gespalten. Einerseits blicken die Betroffenen zurück in die Vergangenheit und erinnern sich sehr intensiv an die gemeinsame Zeit der Schwangerschaft und des Lebens, das sie gemeinsam mit dem geliebten Kind erhofft hatten. An-

Oft sind es praktische Hilfen, mit denen man den Betroffenen am besten helfen kann, und Zeit.

dererseits wissen sie genau, dass sie nach vorn blicken sollten bzw. die alltäglichen Verpflichtungen regeln müssen, um im Hier und Jetzt zu bestehen. Die Trauernden sehnen sich nach ihrem erhofften und erträumten Leben mit dem geliebten Kind und wehren sich gegen ein Leben ohne die verlorene Person. Kennzeichnend ist das Hin und Her zwischen der Vergangenheit und der Notwendigkeit, weiterleben zu müssen (zu funktionieren).

Den Verlust eines Menschen zu bewältigen, stellt für die Hinterbliebenen eine Aufgabe dar. Das Labyrinth ist ein Symbol für die 2. Station des inneren Weges: dieser ist gewunden, unruhig und schwer, aber es geht immer vorwärts, auch dann, wenn die Angehörigen manches Stück des Weges rückwärtsgehen. Es ist die Zeit des Lernens, der Traurigkeit, des Schmerzes und der Gefühle wie Wut und Verzweiflung. Die *Labyrinth-Zeit* kann als die Suche nach einem Weg zur Mitte beschrieben werden, wodurch die Trauernden an einen Punkt kommen, den sie durchschreiten und von dem aus sie als „Veränderter“ aus dem Labyrinth herauskommen. In dieser Zeit müssen die Trauernden lernen, die Belastungen auszuhalten und den Verstorbenen loszulassen.

Beim Ankommen an der 3. Station, der sog. *Regenbogenzeit*, beschreiten die Trauernden ihren persönlichen Lebensweg weiter, ohne die verstorbene Person aufzugeben (= Weiterleben und Erinnern). Sie sind schon weit auf ihrem Trauerweg fortgeschritten, erfreuen sich am Leben und betrachten gleichzeitig die Trauer als einen Teil ihres Lebens. Das heißt aber auch, sie haben keine Angst, in „kleine Janus-Zeiten oder Labyrinth-Zeiten“ zurückzufallen – z. B. am Geburtstag oder Hochzeitstag.

Der Abschluss des Trauerweges (= Ende der Regenbogenzeit) bedeutet nicht, dass die Trauer beendet ist. Aus der sog. „Rest-Trauer“ können z. B. Rituale entstehen, die die Beziehung zum Verstorbenen am Leben erhalten und damit Teil des neuen Lebens werden. Ruthmarijke Smeding, der Frau Schnelbach auch in diesem Punkt folgt, versteht unter dem Begriff der „Resttrauer“, dass ein Teil der Trauer nie verschwindet, aber der Trauernde lernt, damit ohne Schmerzen zu leben: nicht trauern müssen, aber trauern dürfen.

Diese Typisierung gibt zu erkennen, dass Verlustarbeit mit intensiver Identitätsarbeit einhergeht. Diesem Identitätsverständnis kommt jedoch der Charakter eines Fragments zu. Das gilt in beide Richtungen der Zeitachse. Es ist insofern Fragment der Vergangenheit, weil

etwas, das bereits existierte, unwiederbringlich verloren gegangen ist. Es ist aber auch ein Fragment, das in die Zukunft weist. Die mögliche Entwicklung dieses einmal dagewesenen Kindes wird für immer verborgen bleiben. Damit wird deutlich, dass in diesem Kontext sowohl die Existenz des stillgeborenen Kindes als auch die elterliche Identität nur als Fragmente existieren. Sie tragen jedoch den Verweischarakter auf Transzendenz in sich, der indirekt schon die beiden großen Herausforderungen thematisiert, die sich am Ende dieser umfassenden Untersuchung stellen: die Gottesfrage und – eng mit ihr verbunden – die Theodizeefrage. Die Auseinandersetzung mit existentiellen Fragen wird im fortgeschrittenen Bewältigungsprozess unvermeidlich. Allerdings kann der Ausgang durchaus in unterschiedliche Richtungen verlaufen. Es ist möglich, dass die Frage „Wo war Gott, als er nicht da war und unser Kind starb?“ nur durch das Schweigen Gottes beantwortet zu werden scheint. Die Vergeblichkeit der Suche nach einer Antwort,

Die Auseinandersetzung mit existenziellen Fragen wird im fortgeschrittenen Bewältigungsprozess unvermeidlich.

die ja auch Wolfgang Borcherts Nachkriegsdrama „Draußen vor der Tür“ wie ein *cantus firmus* durchzieht, kann möglicherweise durch den Aufbruch in einen Atheismus *ad maiorem hominis salutem* abgemildert und erträglicher gestaltet werden (um eine durch Odo Marquard bekannt gewordene Formulierung in abgewandelter Form zu zitieren). Sie kann allerdings auch zu einer Veränderung des Welt- und Gottesbildes auf einer höheren Stufe der Reflexion oder zu einer Wiederentdeckung kindlichen Vertrauens auf einer höheren Stufe führen, das heißt zu einer „zweiten Naivität“ im Sinne Paul Ricœurs. Im Hintergrund dieser Transformation des Gottesglaubens steht im Übrigen die Gestalt des biblischen Hiob, der zum Urbild des unschuldig Leidenden wurde und auf den sich Frau Schnelbach zu Recht bezieht.

Ein ähnliches Schicksal wie der Krise des Gottesglaubens kann der nahezu unausweichlichen Auseinandersetzung mit der Theodizeefrage beschieden sein. Eltern, die sich vergeblich an der Warum-Frage abarbeiten, um eine Antwort auf die Frage zu finden, warum gerade ihr Kind sterben musste oder warum Gott, dem man die Attribute der Allmacht und Güte zuspricht, solches zulassen konnte, werden sich möglicherweise von jeder Form transzendenter Spiritualität und damit auch vom Gottesglauben abwenden. In einem therapeutisch oder seelsorglich begleiteten Trauer- und Bewältigungsprozess kann die erlebte Krise des Gottesglaubens aber auch zu dem Ergebnis führen, dass Eltern sich von der Warum-Frage verabschieden, deren Vergeblichkeit sie erkannt haben. Frau Schnelbach fasst diesen Schritt in die folgenden Sätze: „Es ist jedoch [...] feststellbar, dass die Warum-Frage – obwohl ihr Aufbrechen in den meisten Krisensituationen zunächst unvermeidbar ist – die psychische Qual vertieft. Damit das seelische Gleichgewicht wiederhergestellt wird, sollen diese Stimmen verstummen. In den inneren Auseinandersetzungen gelangen Eltern zu der Erkenntnis, dass es für den Eintritt des tragischen Lebensereignisses [...] keine Erklärung gibt und dass sich auf die Warum-Frage keine Antwort finden lässt.“

Ihre Suche nimmt stattdessen eine neue Richtung und löst die kausale Frage durch eine finale Frage ab: Welcher Sinn verbirgt sich hinter der menschlichen Tragödie, die uns widerfahren ist? Im Hintergrund dieser Überlegungen steht die richtungweisende Schrift Kants „Über das Misslingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee“, die Frau Schnelbach überzeugend für den therapeutischen Kontext rezipiert. Eine authentische Theodizee lehrt uns deshalb, die Unverfügbarkeit des Todes als Grundverfasstheit unserer Existenz zu akzeptieren. Sie hat deshalb ihren legitimen Ort in der Mitte der Theologie.

III. Würdigung

Die vorliegende Arbeit hat einen wichtigen und innovativen Forschungsbeitrag geleistet. Dafür können drei wichtige Gründe angeführt werden.

Frau Schnelbach hat *erstens* in ihrer Dissertation Neuland betreten, das im Bereich der Theologie, insbesondere in den thematisch relevanten Disziplinen der Caritaswissenschaft, Moraltheologie, Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie, bisher weitgehend unbearbeitet ist. Insofern hat sie substantiell zur Weiterentwicklung des intratheologischen Diskurses beigetragen, indem sie neue und weiterführende Einsichtsbestände eröffnet und damit den Anspruch in vollem Umfang erfüllt hat, der an eine Dissertation zu stellen ist.

Aus methodisch systematischer Hinsicht ist *zweitens* hervorzuheben, dass die vorliegende Arbeit durch den konsequent durchgehaltenen gedanklichen Duktus überzeugt, in vorbildlicher Weise die Theorie- und Praxisebene des ersten und zweiten Hauptteils miteinander verzahnt, im dritten Hauptteil miteinander vermittelt und einer inhaltlich anspruchsvollen Synthese zuführt.

Es ist *drittens* als beachtlicher Ertrag dieser Arbeit hervorzuheben, dass Frau Schnelbach auch den theologischen Anspruch in vollem Umfang gerecht wird, weil sie in sachlicher Hinsicht einem zentralen Anliegen der Pastoralkonstitution des 2. Vatikanischen Konzils „Die Kirche in der Welt von heute“ konsequent folgt. Dort heißt es, dass es Aufgabe der Kirche sei, Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute zu teilen. Es dürfe von daher nichts Menschliches geben, das der Kirche fremd sei. Man sollte diese Sätze jeder theologischen Arbeit, die in verantworteter Zeitgenossenschaft betrieben wird, als Präambel voranstellen. Frau Schnelbach wird diesem Anspruch gerecht und zeigt in ihrer Dissertation die Geschichtsverwiesenheit theologischer Erkenntnis anhand der Bezeugungsorte in den Biographien von Eltern auf, die Erfahrungen wie Trauer, Abschied, Bewältigung und Neuentwurf eines Welt- und Gottesbildes nach plötzlichem Kindstod bewältigen müssen. Insofern zeigt sie implizit einen Weg, auf dem es möglich wird, jene beiden Grundtypen von Theologie, die vor etlichen Jahren Otto Hermann Pesch auf der einen Seite durch Thomas von Aquin, auf der anderen Seite durch Martin Luther repräsentiert sah, einer anspruchsvollen Synthese auf höherer Ebene zuzuführen, in die als neuer Protagonist auch die empirischen Wissenschaften mitspielen. Während bei Thomas die Person des Theologen bzw. der Theologin ganz hinter den disziplinierten und rationalen Argumentationsgang zurücktritt, ist bei Luther das Gegenteil der Fall. Ohne die Person des Reformators und dessen Lebensgeschichte wäre die leidenschaftliche und aufwühlende Art der Auseinandersetzung gar nicht nachvollziehbar. Insofern hat Luther, im Gefolge von Paulus und Augustinus, eine Theologie hervorgebracht, die eine,



Dr. Zsotia Schnelbach bei der Preisverleihung mit Dr. Florian Schuller, Professor Peter Fonk und Kardinal Friedrich Wetter (v. l. n. r.).

um ein in ähnlich lautender Form von Johann Baptist Metz, Klaus Demmer und Herbert Vorgrimler benutztes Diktum aufzugreifen, umgewandte Biographie oder bedachte Lebensgeschichte ist.

Die existentiell erschütternden Situationen in einem Menschenleben sind aber nicht nur Applikationsort, Bewährungskontext und Forschungsgegenstand von Theologie, sondern auch Entstehungskontext und Lernort. Die damit verbundenen Erfahrungen können somit auch Orte in dem Sinne sein, dass die Theologie selbst in die Schule geschickt wird und dazulernt. Anders gesagt: Sie sind „ein theologiegenerativer Ort.“

Sie bringen Theologie erst hervor. Freilich nicht eine Theologie, die doktrinär, besserwisserisch oder im Brustton der Überzeugung auftritt, sondern eine „Theologie im *pianissimo*.“ Leise und zurückhaltend wird sie Vertrauen wecken, weil sie sagt, was sie *kann*, aber auch den Mut hat zu sagen, was sie *nicht mehr kann*. Eine Theologie von

solcher Art, und das gilt insbesondere für die Caritaswissenschaft, wenn sie ihren Ursprung in der Ethik nicht vergessen hat, erreicht an diesem Punkt eine therapeutische Dimension. Sie macht deutlich, was das Studium der Caritaswissenschaft an theologischer Kernkompetenz auch vermitteln will: ein Können an der Grenze des Nichtkönnens, ein Mitsein an der Grenze des Fernbleibens, ein Verstehen an der Grenze des Unverständlichen, ein Mitgehen an der Grenze der undurchdringlichen Geschiedenheit.

Aufgrund der innovativen Themenstellung und der auf hohem Niveau durchgeführten Einlösung eines anspruchsvollen Forschungsvorhabens freue ich mich sehr, dass am heutigen Tag der renommierte Kardinal Wetter Preis erstmals für eine Dissertation vergeben wird, die im Fach „Caritaswissenschaft und werteorientiertes Management“ angefertigt wurde. Ganz herzliche Gratulation zu dieser hohen Auszeichnung! □



Kardinal Friedrich Wetter und Professora Sandra Huebenthal hatten sich im Anschluss an die Preisverleihung noch vieles zu sagen.

Zsafia Schnelbach und Florian Schuller im Gespräch

Florian Schuller: Frau Dr. Schnelbach, damals, als ungarische Grenzbeamte bei jenem berühmten „europäischen Picknick“ das erste Loch in den eisernen Vorhang geschnitten haben, waren Sie gerade acht Jahre alt. Welche Erinnerung haben Sie an diese Tage, als in Ungarn Weltgeschichte geschrieben wurde?

Zsafia Schnelbach: Ich habe tatsächlich Erinnerungen an diese Zeit und kann diese sehr gut mit meiner Biographie verbinden, und auch mit unserem Department der Theologie.

Florian Schuller: Nicht so schnell die Theologie, auf die kommen wir nachher.

Zsafia Schnelbach: Ich habe mir vorgenommen, auch meine Eltern an diesem Abend zu würdigen, und kann wirklich sagen: Ich würde meine Eltern nach der Begrifflichkeit von Karl Rahner als *anonyme Christen* bezeichnen. Damit hängt meine Erinnerung zusammen, weil jenes Ereignis nicht nur für Ungarn wichtig war, sondern auch für die anderen Länder des Ostblocks, auch für Rumänien; denn wir hatten damals rumänische Kinder als Gäste bei uns.

Florian Schuller: Warum waren die zu Ihnen gekommen?

Zsafia Schnelbach: Weil es in Rumänien die blutige Revolution gab und die Ungarn die Verpflichtung gespürt hatten, sich besonders um die Kinder aus Transsilvanien zu kümmern.

Florian Schuller: Waren das Kinder im gleichen Alter wie Sie?

Zsafia Schnelbach: Genau. Ich erinnere mich daran, wie wir den Bus empfangen haben. Da spürte man eine ganz intensive Verbundenheit zwischen diesen beiden Ländern. Später kamen dann noch die Bilder aus dem Fernsehen dazu, die gar nicht schön waren – die Hinrichtung von Ceausescu und andere. Das war der traurige Teil dieses Ereignisses. Aber der Öffnung der Grenze verdanke ich es, dass ich jetzt hier bin.

Florian Schuller: Haben Sie Ihren Eltern schon mal nahe gebracht, dass sie anonyme Christen seien?

Zsafia Schnelbach: Ja. Schade, dass Sie meine Eltern nicht direkt fragen können; sie können leider kein Deutsch. Mit meinem Vater führe ich Debatten über religiöse Fragen und habe auch schon versucht, ihm beizubringen, dass er ein anonymer Christ ist.

Florian Schuller: Er hat sich nicht dagegen gewehrt?

Zsafia Schnelbach: Nein, meine Eltern sind auch sehr empathisch. Das habe ich von ihnen.

Florian Schuller: Bei der Durchsicht Ihres Lebenslaufs habe ich mich gefragt: Was haben Sie denn zwischen Schule und Studium gemacht? Denn Sie haben erst mit 22 Jahren zu studieren begonnen.

Zsafia Schnelbach: Ich wollte studieren, aber ich bin ein Spätzünder. Das

kann ich auch vor großem Publikum zugeben. Ich habe zunächst Jura studiert, aber es stellte sich ziemlich schnell heraus, dass das nicht mein Fach ist. Dann habe ich Kulturwissenschaft studiert, und erst nach drei Studienjahren habe ich das Fach gefunden, wo ich mich wirklich wohl fühlte: die Psychologie.

Florian Schuller: Und warum haben Sie sich für Psychologie entschieden? Wegen den empathischen Eltern?

Zsafia Schnelbach: Auch. Meine Eltern sind Lehrer für Ungarische Literatur und Weltliteratur; durch diese Erziehung, die sehr intellektuell geprägt war, bin ich früh in Berührung mit Gedichten und Romanen gekommen. Und das hatte zur Konsequenz, dass ich diese Gedichte immer wieder gedeutet habe.

Florian Schuller: Aber von Literatur kommt man nicht unbedingt direkt zur Psychologie.

Zsafia Schnelbach: Doch, und das kann ich auch wissenschaftlich bestätigen. In meiner Diplomarbeit geht es um die Bibliothherapie, also die Heilung durch literarische Werke. Literatur hat sehr viel mit Psychologie zu tun. In den literarischen Werken werden Konzepte oder Modelle intuitiv bzw. indirekt beschrieben, die später dann die Psychologie als junge Wissenschaft entdeckt und beschrieben hat.

Florian Schuller: Dann frage ich aber schon nach: Wer ist Ihr Lieblingsautor in ungarischer Literatur? Und wer in der Weltliteratur?

Zsafia Schnelbach: Ich habe kürzlich den Roman Anna Karenina von Tolstoi gelesen. Ein wunderbarer Roman, psychologisch auch sehr bedeutsam. Dann lese ich sehr gerne Gedichte. In der letzten Zeit habe ich leider nichts auf Ungarisch gelesen.

Florian Schuller: Gut, dass Ihr Vater das gerade nicht versteht.

Zsafia Schnelbach: Ja, wahrscheinlich.

Florian Schuller: Nach Ihrem Diplom haben Sie wissenschaftlich und in der Beratung gearbeitet. Aber dann sind Sie in Passau gelandet und haben auch ein Stipendium bekommen. Was ist da passiert?

Zsafia Schnelbach: Ich hatte Psychologie mit dem Schwerpunkt klinische Psychologie studiert und war anschließend ein Jahr lang als beratende Psychologin mit sehr schweren Fällen konfrontiert. Aber bereits während des Studiums war mir klar geworden, dass ich den Menschen nicht isoliert, nicht nur in seiner Psyche wahrnehmen kann. Deshalb ging ich auf die Suche nach einer Perspektive, die den Menschen mehrdimensional betrachtet. Der Mensch darf nicht losgelöst vom gesellschaftlichen Kontext und losgelöst von der tiefen Sehnsucht nach Transzendenz verstanden werden. Dann war für mich klar, dass ich mich weiterbilden möchte, und zwar in einem theologischen Bereich. Ich hatte auch Zuneigung zur deutschen Kultur, zur deutschen Sprache. Deshalb entschied ich, dass ich



Preisträgerin Dr. Zsafia Schnelbach im Gespräch mit Dr. Florian Schuller, ehemaliger Direktor der Katholischen Akademie in Bayern.

mich um ein Stipendium für Deutschland bewerbe. Es war ein Stipendium des Freistaates Bayern, und ich habe bewusst diesen Studiengang gewählt. Damals hieß der Studiengang noch Caritaswissenschaft – ohne einen Zusatztitel – und war sehr theologisch geprägt.

Florian Schuller: Bei der Rede von der Sehnsucht nach Transzendenz höre ich natürlich wieder Karl Rahner heraus. Wie ist denn in Ihrer Familie, mit anonymen christlichen Eltern, die Sensibilität für Religiosität gewachsen?

Zsafia Schnelbach: Durch meine Großeltern kam ich sehr früh mit Religion in Berührung. Meine Großmütter waren sehr religiös. Die Großväter nicht so. Der Opa mütterlicherseits war Mitglied der kommunistischen Partei, aber trotzdem würde ich ihn auch als anonymen Christen bezeichnen.

Florian Schuller: Sie sind sehr großzügig bei der Vergabe dieser Bezeichnung.

Zsafia Schnelbach: Ich weiß, das ist ein Widerspruch. Aber ich bin überzeugt, dass das trotzdem möglich ist. Jetzt muss ich wieder meinen Vater erwähnen, weil ich mich durch seine Bildung und die Anregungen durch Film, Musik und literarische Werke sehr früh mit existentiellen Fragen beschäftigt habe.

Florian Schuller: Dann kamen Sie nach Passau. Hier hätten Sie auch einfach so ein paar Semester Theologie studieren können. Aber dann stand die Frage nach einem sehr theologisch geprägten Dr. phil. an. Und bei dessen Thema kam Ihre persönliche Lebensgeschichte ins Spiel.

Zsafia Schnelbach: Parallel zu meiner Beratertätigkeit in Ungarn war ich an der Universität als wissenschaftliche Assistentin tätig – und schon damals stand fest, dass ich promovieren möchte. Ich hatte zwar noch kein Thema,

aber es war klar, dass ich in Richtung Bewältigungsforschung gehen möchte. Dann kam ich nach Deutschland und war seit einem Jahr am Department für katholische Theologie tätig, als mein Mann und ich unsere Tochter verloren haben. Das war für uns eine Tragödie! Ich war schon immer ein Mensch, der, wenn ihm etwas zugestoßen ist, die erste Frage stellt: Warum passiert mir das? Auch bei anderen Ereignissen in meiner Biographie versuchte ich immer zu verstehen: Was läuft jetzt in mir ab? Welche Reaktionen kommen? Wie kann ich damit umgehen? Natürlich bin ich auch nach diesem tragischen Ereignis so vorgegangen. Damit stellte sich die Frage, ob es möglich ist, einerseits aus wissenschaftlicher Perspektive dieses Thema zu bearbeiten, und andererseits aus der eigenen Betroffenheit heraus.

Florian Schuller: Wenn man so persönlich, existentiell von einem Thema betroffen ist, kann man dann bei der wissenschaftlichen Arbeit noch diesen einen Schritt zurücktreten, um rational betrachten und reflektieren zu können?

Zsafia Schnelbach: Für mich war es sehr wichtig, die Regeln der empirischen Forschung einzuhalten. Sie waren mir eine Stütze und gaben mir Sicherheit.

Florian Schuller: Kommen wir zum Setting der Doktorarbeit: 15 Gespräche mit elf Müttern und vier Vätern, wobei ein Vater alleine und die anderen Mütter mit dem Partner da waren. Wurden die jeweiligen Partner getrennt interviewt?

Zsafia Schnelbach: Ja, das waren keine Partnergespräche, sondern Einzelinterviews.

Florian Schuller: Wie haben Sie die Gesprächspartner gefunden?

Zsafia Schnelbach: Mittlerweile gibt es viele Selbsthilfegruppen für verwaiste Eltern; ich habe die einfach angeschrie-

ben. Die Anmeldung für die Untersuchung erfolgte natürlich freiwillig. Es gibt einen Fachbegriff in der empirischen Forschung: Schneeballsystem. Somit bin ich auch durch Bekannte an Gesprächspartner gekommen.

Florian Schuller: Konnten Sie dann auswählen? Oder hatten sich genau 15 gemeldet?

Zsafia Schnelbach: Prof. Fonk hat in seiner Laudatio die Kriterien erwähnt, denen die Gesprächspartner entsprechen mussten, zum Beispiel wie lange der Verlust her ist.

Florian Schuller: Prof. Fonk hat auch schon die einzelnen Stadien vorgestellt: Janus-Phase, Labyrinth-Phase, Regenbogen-Phase. Die ersten beiden Begriffe sind mir sehr eingängig, die kann ich gut nachvollziehen. Regenbogen-Phase, das klingt ein bisschen arg esoterisch.

Zsafia Schnelbach: Ich kann gern erläutern, warum das so heißt. Das hat nichts mit Esoterik zu tun, sondern setzt sich aus zwei Wörtern, Sonne und Regen, zusammen: Das bedeutet, dass die Eltern in dieser Phase sagen können: Wir haben jetzt eine ruhige Trauer und können unser Leben weiter leben. Das ist die sonnige Seite. Aber es gibt auch Regentage, an denen sie sich doch an die Tochter, den Sohn erinnern, und vielleicht die Tränen kommen.

Florian Schuller: Da wäre mir dann doch der Wellenbegriff lieber. Aber zum eigentlichen Ziel der Arbeit: Janus, Labyrinth, Regenbogen, diese Phasen gelten ja, wenn ich es recht verstanden habe, prinzipiell bei jeder Trauer. Was ist nun das Besondere und Andere bei einer stillen Geburt?

Zsafia Schnelbach: Es bedeutet für die Eltern hohe Anerkennung, wenn ich sage: Die Trauer bei still geborenen Kindern ist genauso tief wie beim Verlust von erwachsenen Menschen; aber wir müssen berücksichtigen, dass diese Trauer zugleich ganz anders ist. Pauline Boss prägt den Begriff „uneindeutiger Verlust“, und still geborene Kinder bedeuten einen solchen uneindeutigen Verlust. Im Konzept von Boss bezieht sich diese Begrifflichkeit zum Beispiel auf vermisste Menschen: Der entsprechende Mensch ist physisch nicht vorhanden, aber psychisch schon. Ein still geborenes Kind war für die Außenwelt physisch nicht da, höchstens nur für ganz kurze Zeit, nämlich für die Schleusenzeit zwischen dem Tod bzw. paradoxerweise zwischen der Geburt und der Beerdigung. Aber die Eltern hatten für das Kind einen mentalen Raum erschaffen, es war psychisch schon vorhanden und bleibt das auch in der Zukunft. Für die Eltern existiert dieses Kind für immer, egal in welcher Woche sie es verloren haben. Und die Trauer wird schwerer, weil die Außenwelt die Trauer oft nicht erkennt bzw. anerkennt. Die Eltern müssen für die Anerkennung dieses Kindes und auch für ihren Elternstatus kämpfen. Das kam sehr radikal in den Gesprächen zur Sprache.

Florian Schuller: Das bringt uns zum gesellschaftlichen und kirchlichen Kontext; denn sowohl die Gesellschaft wie die Kirche haben sich mit der Stillen Geburt über lange Zeit sehr schwer getan. Wir wissen alle, dass totgeborene Kinder unter einem gewissen Gewicht einfach – ein schlimmes Wort! – entsorgt wurden, und dass nichtgetaufte Kinder nicht im Friedhof begraben werden konnten. Theologen hatten sich als jenseitigen Ersatzort den sogenannten „Limbus puerorum“ ausgedacht. Es ist ein großer Verdienst von Papst Benedikt XVI., dass er

diesen theologischen Begriff offiziell und endgültig ad acta gelegt hat. Deshalb ist es wichtig, dass inzwischen auf immer mehr Friedhöfen eigene Bereiche geschaffen werden. Da gibt es dann wieder ganz besondere Begriffe: Sternenkinder oder Schmetterlingskinder zum Beispiel. Über diese Begriffe kann man sicherlich diskutieren, aber die Bedeutung von Ritualen hat bei Ihren Untersuchungen eine große Rolle gespielt.

Zsafia Schnelbach: Absolut. Die Rituale sind existentiell wichtig in einer solchen Situation, und zwar nicht nur unmittelbar nach der Geburt, sondern auch später. Wobei die betroffenen Eltern nach der Beerdigung häufig eigene Rituale schaffen, weil die Gesellschaft solche Rituale nicht zur Verfügung stellt.

Florian Schuller: Und die Kirche?

Zsafia Schnelbach: Schon, zum Beispiel durch einen Gedenkgottesdienst. Gerade in der Schleusenzeit sind natürlich Rituale sehr wichtig. Und die wichtigste Frage der Eltern könnte sein, ob das Kind getauft wird.

Florian Schuller: War das in den Gesprächen ein Thema? Und welche Erfahrungen sind dabei deutlich geworden?

Zsafia Schnelbach: Einem totgeborenen Kind darf das Sakrament der Taufe nicht gespendet werden. Aber statt der Taufe kann eine Segnung stattfinden. Ein solches Ritual respektiert das Kind und schließt es in die Gemeinschaft mit ein. Das wäre natürlich die genuine Aufgabe der Taufe, und einige Eltern leiden darunter, dass das nicht möglich ist. Damit hängt die Frage zusammen: Was passiert mit meinem toten Kind? Kommt es in den Himmel?

Florian Schuller: Kam das als Frage bei den Gesprächen vor?

Zsafia Schnelbach: Explizit wurde es nicht ausgesprochen, aber ich bin überzeugt, dass es intuitiv vorhanden ist. Hochinteressant war die Beobachtung, dass für gläubige Eltern klar ist: Das Kind ist jetzt im Himmel. Das ist übrigens ein sehr wichtiges inneres Bild für die veränderte Bindung: Das Kind existiert im Himmel weiter, zwar in einer anderen Sphäre oder Dimension, aber dieses Kind gibt es dort trotzdem.

Florian Schuller: Damit wären wir bei einem letzten Fragebereich, dem Gottesbild. Welche Eindrücke drängten sich da auf, vielleicht auch in Abgrenzung zu Ihrer eigenen Erfahrung? Die Warum-Frage wurde sicherlich gestellt, aber hat sich das Gottesbild verändert? Sind Eltern aufgrund dieser Erfahrung ungläubig geworden? Oder gab es ungläubige Eltern, die gläubig geworden sind?

Zsafia Schnelbach: Auf diese Fragen gibt es keine einfachen Antworten. Einerseits kann der Glaube eine große Stütze sein, gerade durch dieses innere Bild, dass mein Kind im Himmel ist; aber andererseits drängt sich die Warum-Frage auf. Das ist zutiefst menschlich und hängt sowohl bei nicht-gläubigen wie gläubigen Eltern mit der Frage zusammen: Bin ich schuld? Ist das eine Strafe? Ist das eine Prüfung? Diese Fragen können keine Antwort finden, und Eltern gelangen auch zu dieser Erkenntnis. Diese wird dann die authentische Antwort, wenn ich sagen kann: Ja, die Warum-Frage ist da, aber meine Vernunft ist begrenzt, und ich kann die Frage nicht beantworten. Aber als gläubigem Menschen dürfen in mir Zweifel aufkommen, und ich darf mit Gott oder



Vor ihrem Gespräch stellten sich Preisträgerin Zsafia Schnelbach und Akademiedirektor em. Florian Schuller den zahlreichen Pressevertretern und ihren Fotokameras.

meinem Schicksal hadern und vielleicht Gott anklagen. Aber das bedeutet nicht, dass gläubige Eltern sich von Gott abwenden. Ich muss noch anfügen: Ich habe nicht bei allen Eltern erlebt, dass sie mit Gott hadern. Es gab Eltern, die haben gesagt: Für mich war der Glaube von Anfang eine große Stütze, eine große Hilfe. Aber es gibt Eltern, die mit Gott ins Gericht gehen – und ich glaube, das ist erlaubt.

Florian Schuller: Das geschieht schon in den Psalmen.

Zsafia Schnelbach: Solche Eltern wenden sich nicht von Gott ab, aber sie müssen mit ihm neu in den Dialog kommen. Gott wird eine neu erahnte Wirklichkeit – anders, als ich ihn bisher gekannt habe. Ich muss mein Welt- und Gottesbild modifizieren. Es wird ein anderer Glaube.

Florian Schuller: Das ist auch meine Schlussfrage an Sie persönlich: Ist Ihr Glaube nicht nur durch Ihre eigene Erfahrung, sondern auch durch die Doktorarbeit anders geworden?

Zsafia Schnelbach: Ja.

Florian Schuller: Und hat die Doktorarbeit auch Ihnen persönlich einen Weg gezeigt, mit Ihrer eigenen Lebensgeschichte, mit Ihrer Stillen Geburt anders umzugehen?

Zsafia Schnelbach: Da muss ich Bezug nehmen auf das Konzept der elterlichen Trauer, welches die Grundlage meiner Dissertation bildet. Es sagt, dass die Verarbeitung über vier Wege geschehen kann: durch Verbindungsobjekte, das heißt zum Beispiel ein Kleidungsstück von einem Kind, durch religiöse Rituale und Erinnerungen, und der vierte Weg wäre die Identifikation, die im Fall von stillgeborenen Kindern schwer ist, weil diese Eltern ihre Kinder nicht gekannt haben. Identifikation bedeutet ja, dass ich mich mit einem Wesenzug meines Kindes identifiziere. Bei einigen Eltern

habe ich doch diesen Weg finden können, zum Beispiel, wenn sie sich ehrenamtlich engagieren. Ich hatte unter den Befragten einen Vater, der in der Schleusenzeit Eltern hilft, diese Zeit zwischen der Geburt und der Beerdigung zu gestalten, und ich würde auch meinen Weg so bezeichnen: als Identifikation, dass ich mich mit der Botschaft meines Kindes identifiziert habe und für diese Eltern und deren Kinder etwas tun will. Aber nicht nur für diese Zielgruppe, sondern für alle Leidenden.

Florian Schuller: Dankeschön, Frau Dr. Schnelbach, dass Sie uns diese sehr persönlichen Erfahrungen und Eindrücke geschenkt haben. □

Presse

Passauer Neue Presse

28. November 2018: Schnelbach war seit einem Jahr an dem Department in Passau tätig, als sie ihre Tochter in der 34. Schwangerschaftswoche verlor. Fragen wie „Warum passiert es mir? Was läuft in mir ab?“ seien legitim und sie konstatierte, dass es normal sei, mit Gott in einen neuen Dialog zu treten.

Bettina Weigand

Passauer Bistumsblatt

9. Dezember 2018: Zsafia Schnelbach habe mit ihrer Ausarbeitung – so Professor Peter Fonk in seiner Laudatio auf die Preisträgerin – „einen wichtigen und innovativen Forschungsbeitrag“ geleistet, indem sie nicht nur substanzvoll zur Weiterentwicklung des theologischen Denkens beigetragen habe, sondern weit mehr einem zentralen Anliegen der Pastoral-Konstitution des 2. Vatikanischen Konzils gerecht geworden sei.

Dominik Fröhlich